Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 23 (1920-1921)

Artikel: Über Georg Trakl
Autor: Rychner, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749686

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ÜBER GEORG TRAKL

Welch ein Unternehmen, betrachtend einen lyrischen Dichter erfassen zu wollen! Doppelt nötig hat der Nachschaffende den epischen Anruf der Muse, ihm beizustehen und begreifen zu helfen, was sie einem andern zu schöpfen half, denn er muss ja dort zu stammeln beginnen, wo dem Dichter ein Gott noch das Wort schenkte. Vor allem bei einem Lyriker, der keine aufklärenden Demonstrationskünste mit seinem Wesen treibt, in dessen ganzem Werk nicht ein einziges Mal die den Dichtern so teure Vokabel „ich“ vorkommt, der nicht die Mitwelt mit belanglosen Seltsamkeiten einer letzten Endes uninteressanten Menschenbeschaffenheit in Verlegenheit setzt, sondern verblutend und gedämpft sein Sterben sang, wie wenn ihn die Welt nichts mehr anginge, die ihm alle Schmerzen, die unendlichen, ganz zugemessen hatte, und die er verließ, als auch sie sich zum Untergang anschickte. Trakls Werk, in dem einzig „das Element der Melancholie“ lebendig ist, steht heute still abseits bei einer Dichtergeneration, die sich zu einem etwas lärmend pädagogischen Bekehrungswillen entschlossen hat, und die an frischen Gräbern nicht eilig genug den neuen Menschen fabrizieren und verkünden kann — was immerhin ein staunenswertes Experiment sein mag, wie das Wagners mit dem Homunculus. — Mag Trakl als Mensch der Jahrhundertwende überholt sein, seine Verse bleiben einstweilen noch; bleiben schon, weil in ihnen vom Tiefsten einer markverseuchten Zeit in Dichtung gebettet liegt, jenes rätselhaft und übermäßig Traurige, das die Poesie erfüllt, wenn sie ihren „holden Wahnsinn“ des Holden entkleidet zu erblicken und zu gestalten wagt.

Das Problem der Dekadenz, vordem schon Lebensfrage oder bloße Stilangelegenheit mancher Generation, es wird in jedem Gedicht Trakls mitgeboren, wie es in großen Zusammenhängen erstmals Emil Ermatinger in der *Geschichte der deutschen Lyrik* erkannt und dargestellt hat. Selbst wenn Trakl von der „Seele des Lebens“ behutsam sprechen will, muss es fast zwangsmäßig beginnen:

„Verfall, der weich das Laub umdüstert,
Es wohnt im Wald sein weites Schweigen . . .“

Und an einem Abend, wo er selber zu jeglicher Hoffnung zu matt ist, aber beim Beschauen wundervoller Flüge der Vögel ihren

helleren Geschicken nachträumt, senken sich die Schwingen seiner Seele: „Da macht ein Hauch mich von Verfall erzittern . . .“ Dies ist seine Grundmelodie, ein Trauermarsch ohne festes Taktgefüge, denn alles verschwimmt und ist verwischt ins Leise, schlafsüchtig Stille, Unbewegte. So harft er schon in dem ersten Band *Gedichte,* so bei *Sebastian im Traum*[1]), der den „Siebengesang des Todes“, den „Gesang des Abgeschiedenen“ und „Traum und Umnachtung“, vielfache monotone Klagen in die Welt stöhnt. Doch seine Klagen sind keine Anklagen gegen die Welt der tausend Millionen Menschen, er lebt in einem abstrahierten Sein, das nur durch die Symbole, die er auf der bittern Erde findet, mit ihr verbunden ist, und doch die Hälfte ihrer Kräfte im Wesen begreift: die tödlichen, auflösenden, für ihn erlösenden.

Verfall setzt eine naturentwöhnte, auf Menschenwitz und vernunftgetroste Menschenlist abstellende Zivilisation voraus, und die Niedergangspsychologen sprachen in großen Romanen ausschließlich von der Gesellschaft, als ob sie eine Welt sei, und hatten einen gewissen der Eitelkeit nicht völlig baren Genuss daran, bei der Erinnerung an die Ahnen sich von Jahrhunderten belastet und zur Fortführung einer stilvollen Tradition verpflichtet zu fühlen. Es handelte sich da vorzüglich um Fragen der Moral, um übernommene Begriffe der Lebenshaltung, die man außer Kurs zu setzen gedachte, um politische, psychologische oder artistische Dinge, die nicht notwendig von Dichtern ausgebeutet und mit dem Nimbus des Ewigen umsteckt wurden. Bei Trakl spielt der Mensch, sein Nächster, keine bedeutsame Rolle, aber die Natur; — gewiss, eine einseitige und meist grauenerregende Natur, aus der aber immer ein Hauch des Göttlichen ausströmt. Der Knabe Elis, an den ein Gedicht sich richtet, muss nicht seine Seele ausliefern, damit sie in Psychologie umgesetzt werde; er leiht seinen schönen Namen zu der Nänie: „O wie lange bist, Elis, du verstorben“. Und sein Erlöschen geschieht in Gesichten der Natur:

„Elis, wenn die Amsel im schwarzen Wald ruft,
Dieses ist dein Untergang.
Deine Lippen trinken die Kühle des blauen Felsenquells.“

Die Nacht, der Wald, der Herbst, Raben und Ratten, das Blau und Rot — wie wird das alles mit beseelender Schwermut immer wieder

[1]) Beide bei Kurt Wolff, Leipzig, erschienen.

gerufen und beschworen, nicht um in irgendwelchen Funktionen dargestellt zu werden, sondern um durch bloße gefühlsbezauberte Benennung Ahnungen des Unendlichen dämmern zu lassen. Eine eintönige, dunkle Landschaft vereinigt ihre Trostlosigkeit mit der des Dichters, und aus der Vermischung wird das Gedicht:

„Es ist ein Stoppelfeld, in das ein schwarzer Regen fällt.
Es ist ein brauner Baum, der einsam dasteht.
Es ist ein Zischelwind, der leere Hütten umkreist
Wie traurig dieser Abend."

Seine Natur vermag nicht hold und gut zu sein, er erkennt in ihr nicht mehr die strahlende Zeugerin; sie ist ihm die Mörderin dessen, was von ihr zum Leben verdammt war. Man kann sie nicht einfach und selig lieben, da sie so unerhört Grauenhaftes und Qualvolles in sich trägt, und in ihrem Schenken und Geben sich Gift birgt. Was ist die herrliche Fülle des Herbstes, was bleibt von seinem überreichen Segen, den Erntekammern kaum zu fassen mögen? Einem Dichter, der den Gehalt des Augenblicks trunken ausschöpft, entquillt die hingerissene Strophe:

„Genug ist nicht genug! Mit vollen Zügen
Schlürft Dichtergeist am Borne des Genusses,
Das Herz, auch es bedarf des Überflusses,
Genug kann nie und nimmermehr genügen!"

Trakl sieht auch am Überfluss, dass dieser das Letzte, die Frage des Lebens und Sterbens, nur für kurze Zeit zugunsten des Lebens überschreit; ihm bleibt auch er nur als Erlebnis des Todes:

„Da zeigt der Mensch sich froh und lind.
Heut keltern sie den braunen Wein.
Weit offen die Totenkammern sind
Und schön bemalt vom Sonnenschein."

Dann rafft er sich mit müdem Ruck auf und will nicht mehr diese Töne; er nennt, zu einer kurzen Versöhnlichkeit gewillt, einen kleinen Zyklus „Heiterer Frühling" und stellt das heimliche Brauen und Werden in der Natur mit der zarten Liebe des Ausgeschlossenen fest, beinahe mit einer milden Ironie:

„In Gärten sinken Glocken lang und leis,
Ein kleiner Vogel trällert wie verrückt.
Das sanfte Korn schwillt leise und verzückt
Und Bienen sammeln noch mit ernstem Fleiß."

Darauf schließt sich der Ring, der bei ihm Werde und stirb! in sich fasst:

„Wie scheint doch alles Werdende so krank! . . .
Ein Fieberhauch um einen Weiher kreist . . ."

Und in einem anderen Liede:

„Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine."

Was tut es, dass diese Strophe zufällig von Lenau ist, Trakl könnte sie vielleicht geschrieben haben mit gelockertem, weicher schleppendem Versmaß. Was ihn aber unterscheiden würde, ist ein Zug von lyrischem Raisonnement, das sich — bei Lenau — an den Leser wendet und zuweilen über die hingehauchte Stimmung ausplaudert, obschon es in aller Welt nicht nötig wäre: siehe es ist nur ein Symbol. Etwa wenn es heißt:

„Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen."

Oder:

„Mein Glück ist mit dem Laube abgefallen."

So konstruierte Brücken von Empfindung zu Vergleich schlägt Trakl nie, seine Lyrismen sind rein beschreibend oder hersagend, und keine Kolophoniumblitze aus der Sphäre des Intellekts zucken seitlings in das heilige Feuer, das ein Dämon nährt und schürt. Wenn er einen Seelenzustand direkt mit abstraktem Begriff ausspricht, fühlt er ihn — so unendlich schön der Vers sein mag — nicht in die absolute Sphäre seiner Welt gerückt, bis er aus ihr traumhaft treffend das Gleichnis hergesetzt hat — ein Gleichnis aus der ewigen Natur.

„Immer wieder kehrst du, Melancholie,
O Sanftmut der einsamen Seele.
Zu Ende glüht ein goldner Tag.
— —
Schaudernd unter herbstlichen Sternen
Neigt sich jährlich tiefer das Haupt."

Beseelung der Natur! Einst eine Selbstverständlichkeit der Poesie; später ein kalkuliertes Kunstmittel. Zu einer Zeit, als die Dichter vollauf mit der vielberedeten Problematik ihrer Seele beschäftigt waren, schlossen sie die Augen, ihre lieben Fensterlein, weil sie der Ansicht zu sein vermochten, die simpel vitalen Kräfte der Natur seien den seelischen Begebenheiten zu ungebärdig und roh, zu wenig differenziert und zu banal. Trakl spricht eigentlich nur von den Dingen der Natur und bringt in ihnen nur die eigene Menschennatur, seine aparte Schwermut, sein Grauen vor den himmlischen Mächten zur Sprache; seine Gedichte sind Bilder in Musik gesetzt.

Stellt er eine „Junge Magd“ in ihrem gegenstandslosen Leid dar, das keine abgeleitete Ursache hat, sondern einfach da ist, so zeichnet er die Landschaft, in die versponnen sie lebt:

„Mürrisch greint der Wind im Anger
Und der Mond lauscht in den Bäumen.
Fäulnis wittert aus der Erde . . .
— —
Traurig rauscht das Rohr im Tümpel
Und sie friert in sich gekauert.
Fern ein Hahn kräht. Überm Tümpel
Hart und grau der Morgen schauert.“

Was braucht er viel von ihr zu sagen, da er sie mit wenigen Worten dieser Gegend angleicht, die er tiefer erlebt hat als irgendeinen Menschen. Und wer wüsste so drangvoll eine bloße Farbe zu empfinden, dem sie nicht vor Gobelins und Rubinen, aber vor sterbenden Herbstwäldern zum Herzblut gesprochen hätte: „Ein Rot, das traumhaft dich erschüttert“... Wer sähe noch mit wachen Sinnen die Nacht, wenn er sich an ihre überirdischen Seligkeiten verliert: „Oh das Wohnen in der beseelten Bläue der Nacht“.

Und dennoch, es ist eine feindselige Natur, und den Dichter übermannt niemals ein Entzücken, nie bewegt ihn die Schönheit ihrer Erfindung Pracht. Sein Innerstes öffnet sich nur den Nachtgesichten; es findet ein Genügen nur an den Symbolen des Todes, eines langsamen, peinvollen Zugrundegehens, ohne erhabenen Frieden. Von allen Tieren der Erde und des Himmels kommen nur Raben, Ratten, Kröten und Würmer in seine Gedichte — die Défaitisten der Natur. Und wenn er sie heraufsteigen sieht, umdunkelt von Geheimnissen und verkniffen in ihrer Feindseligkeit gegen das im Lichte Lebende, fühlt er den Ausgleich hergestellt zwischen der Sinnlosigkeit des mechanischen Werdens und der Gesetzlichkeit des Unterganges, und er verfolgt mit dem Grauen des um die letzten Dinge Wissenden ihr gieriges, unbewusstes Zerstören, welchem er sich wehrlos preisgegeben fühlt, dem sein Leben und Erkennen erliegen wird vor einem schauderhaften, ungeistigen Naturbetrieb. Er stellt es fest, mit entsetzensstarrem Auge, zu matt, um den lächerlichen Aufschrei des Individuums gegen die Ungeheuerlichkeit des Kosmos hinauszugellen, zu schmerzhaft empfindsam, um es ohne Qual und Herzzuckungen hinnehmen zu können. Da er ein Dichter ist, spricht er nicht in metaphysischen Sprachformeln; er *sieht* das Undenkbare und erzählt seine Gesichte in Worten mit hundert

Untergründen, versenkt in die Ströme des Gefühls; „unsäglich ist das alles, o Gott, dass man erschüttert ins Knie bricht“.

In der „Winterdämmerung“ wirft er einen verglasten Blick in die metallschwarzen Himmel, in denen hungertolle Krähen kreischen.

„Im Gewölk erfriert ein Strahl;
Und vor Satans Flüchen drehen
Jene sich im Kreis und gehen
Nieder siebenfach an Zahl.

In Verfaultem süß und schal
Lautlos ihre Schnäbel mähen . . .“

Es wird nicht mit dem grausamen Zynismus, wie in Baudelaires „Charogne“, das Ekelbild der Zersetzung wachsam überprüft und festgehalten; das Unheimliche und Geisterhafte der schwarzen Tiere und ihr lautloses Vollziehen des letzten Körperschicksals schüttelt den Träumenden mit ahnungsvollem, heiligem Grauen.

Was dem Lebensliebenden und Lichten das Bitterste sein muss, Sterben und Verwesen voller Greuel, dient andern Kreaturen zu selbstverständlicher süßer Ergötzung, der sie mit mürrischem Ernst nachhängen, als ob es sich um etwas Endgültiges handle — ein Unsinn, vor dem der Dichter, dem beim Anblick des Todes vor Tod und Leben graust, in zwiespältige Verständnislosigkeit und eintönige, schwermütige Empfindungsfülle versinkt. Was helfen hier Liebe und Güte oder im Geistigen schwelgender Hass, alles Abfindungsmittel mit dem Leben, alles Energien, die doch nichts von der letzten Tragik abwenden können, deren Miturheber sie sind; was hilft das alles einem Menschen, dem der einzige Zustand des Gefühls die Sehnsucht nach einem Sein in Ruhe ist, nach dem Ledigsein der erdverkettenden Energien, einem Menschen, der vor der Auseinandersetzung mit dem Universum zittert und wie in hypnotischem Schlaf seine Schrecknisse stammelt; da er begriffen hat, dass auch Liebe, Güte und Hass nur uralte menschliche Gebundenheiten sind, Erscheinungsformen des Willens zum Leben, von denen einem über die Grundtatsachen der Schöpfung, über Werden und Vergehen, nichts vermittelt wird. Wie könnte das alles einen trösten, der in maniakem Eigensinn nicht über die Rätsel jener Grundtatsachen hinwegkommt?

Wo ein Anderer vielleicht von einer „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“ mit silbernen Saiten gesungen hätte, erscheint ihm spukhaft eine schwarze Rattenhorde wie ein

böser Traum; sie bricht in die Kornspeicher ein, gierig im Vernichten, toll in ihrem düster lustvollen Treiben, für den Menschen die Widerspiegelung eines feindlichen Prinzips, etwas, dessen Furchtbarkeit er kaum in vager Ahnung versteht. Trakl sieht nur das phantastische Nachtstück, wenn eine andere Welt zum Leben erwacht und sich höhnend gegen den verflossenen Tag und sein mildes Geschehen im Licht auflehnt und es verzerrt.

„Im Hof scheint weiß der herbstliche Mond.
Vom Dachrand fallen phantastische Schatten,
Ein Schweigen in leeren Fenstern wohnt;
Da tauchen leise herauf die Ratten

Und huschen pfeifend hier und dort,
Und ein greulicher Dunsthauch wittert
Ihnen nach aus dem Abort,
Den geisterhaft der Mond durchzittert.

Und sie keifen vor Gier wie toll
Und erfüllen Haus und Scheunen,
Die von Korn und Früchten voll.
Eisige Winde im Dunkel greinen."

Es ist bei Trakl nie eine heroische Natur, die in cholerischer Aufwallung verdammt, was sie schuf, und gehässige Katastrophen über die Menschen hereinbrechen lässt, wie etwa „Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter, schmettert manche Rieseneich' in Splitter...", sondern eine von geduckten, unfassbaren Dämonen erfüllte, die einen das Gruseln lehrt vor ihren Elementargeistern, welche im Labyrinth der Menschenbrust wohnen. Der Dichter erlebt in der Natur die eigenen „phantastischen Schatten"; er vermöchte sie nicht zu erblicken, wenn sie nicht über seiner Seele dunkelten. So sind ihm die Ratten ein reines ichbezogenes Gefühlserlebnis, während beispielsweise Heine sie zur Allegorie eines sozialen Gesellschaftsproblems ergriff und heranzog: „Es gibt zwei Sorten Ratten, die hungrigen und die satten" — ein intellektuell für jeden erfassbarer, ein überraschender Vergleich, der interessiert, aber nicht an die überwältigenden Unermesslichkeiten des Unterbewussten und Halbbewussten rührt, an das, womit der Mensch mit jenen Dingen zusammenhängt, die nicht mehr von dieser Welt sind. —

Man hat Georg Trakl mit Hölderlin verglichen, mit dem Größten unter den Meistern der Elegie; schon Albert Ehrenstein tat es in seinem Nachruf, worin er die letzte Lebenszeit des Dichters im Heer beschreibt. Aber Trakl hatte kein Griechenland, das er mit der

Seele suchte, und keine Diotima, deren Dasein ihn der Erde verbrüdert hätte; ihm ist die Vision des Strahlenden nie durch die Nebel hindurchgebrochen. Nur der Wunsch könnte von beiden stammen, dass

„Heimatlos die Seele mir nicht
Über das Leben hinweg sich sehne“,

ein klagendes Thema, das Hölderlin ausgesprochen und in griechischen Versmaßen in weicher Strenge abgewandelt hatte, die Sehnsucht, die Trakl kaum mit direkter Benennung gefasst, und doch in jedem seiner Gedichte in aufgelöste, skelettlose Formen gebracht hat. Darin erreicht er das Herrlichste und — seine Grenzen. Er hat eine Welt, aber es gibt vielfältigere Dichterwelten als die seine, solche, in denen der Tod erst in Frage kommt, nachdem man das Angenehme dieser Welt genossen hat. In seine Schöpfung hat er nur *einen* Menschen gestellt: sich selbst; unzugänglich für das Wort eines sehr beträchtlichen Dichters: „Man kann etwas auch bei andern Menschen erleben“. Bei einer gewissen Art von lyrischer Ichverbohrtheit lassen sich keine Wandlungen denken, und möglicherweise ist es gut so. Trakls Sebastian im Traum erlebt die Liebe nicht anders als eine Naturstimmung, in die man irgendeine linde Seelenbewegung versenken könnte:

„Liebe; da in schwarzen Winkeln der Schnee schmolz,
Ein blaues Lüftchen sich heiter im alten Holunder fing,
In dem Schattengewölbe des Nussbaums;
Und dem Knaben leise sein rosiger Engel erschien.“

Gleich darauf blättert er die letzte Schale vom Herzen, und es bricht sein Urwort daraus hervor: „O die Nähe des Todes!“ Und sein Todesgefühl ist stärker als die Liebe und fester als die Hölle; es ist das Gefühl des Unendlichen, an dem ein Menschenherz bersten muss, wenn es sich aus edler Schwäche ihm maßlos öffnet. Die Menschen, die in Trakls Werk etwa noch genannt sind, leihen nur trübselige Gebärden zum Ausdruck seines Trübsinns: „Ein alter Mann dreht traurig sich im Wind“. Oder der Dichter sieht im Menschen die Fleischwerdung des Unglücks und ihn jammert ihr erschrockenes Fragen nach Schicksalsaufschlüssen, nach irgendwelchem Sinn, der sich aus dem kranken Dasein ziehen ließe:

„Des Vogelfluges wirre Zeichen lesen
Aussätzige, die zur Nacht vielleicht verwesen . . .“

Vielleicht! Spielt das überhaupt eine Rolle, wie sich ein an-

derer Mensch mit seinem Schicksal abfindet, wie dieses zu Ende geht? Er ist der Natur seinen Tod schuldig so gut wie sein Stück Leben; wie klein, aus ihr noch eine trügende Hoffnung, einen selbsterlogenen Trost gewinnen zu wollen, um ihr Lehen in unsauberer Gier auszubeuten. Trakl führt seine Schatten von Menschen still und gebrochen ihren Weg zur Schädelstätte; „Ein Hirt verwest auf einem alten Stein"; „die blinde Magd erscheint im Hof"; „Der Idiot spricht dunklen Sinns ein Wort der Liebe, das im schwarzen Busch verhallt" — es sind Existenzen, die unter der Sonne nichts mehr begehren, als ohne Aufhebens unter die Erde zu kommen. Jeder Lebenszustand wird dem Dichter abenteuerlich und grauenhaft, da er ihm zu eindeutig die Frage nach dem Sein oder Nichtsein auf verschlungene Weise in den Wunsch zum Nichtsein wandelt. Eine Ausnahme! Wenn die Erinnerung sich nach der Kindheit zurückkehrt:

„. . . doch manchmal erhellt sich die Seele,
Wenn sie frohe Menschen denkt, dunkelgoldene Frühlingstage."

Doch wie selten ist dieses „manchmal"! Wie vereinzelt und anekdotisch; denn seine Seele muss sich ja frohe Menschen *denken,* da sie keine sieht. Wo sich die tiefliegenden Augen hinwenden, erblicken sie in vagen Umrissen die Grotesken der Wirklichkeit, „Menschliches Elend":

„Die Uhr, die vor der Sonne fünfe schlägt —
Einsame Menschen packt ein dunkles Grausen,
Im Abendgarten kahle Bäume sausen.
Des Toten Antlitz sich am Fenster regt.
— —
Es scheint, man hört auch grässliches Geschrei;
Gebeine durch verfallne Mauern schimmern.
Ein böses Herz lacht laut in schönen Zimmern;
An einem Träumer läuft ein Hund vorbei."

Jede Zeile steht augenscheinlich allein da, wie ein einsamer Mensch, der eine Verbindung mit dem Nächsten nicht zuwege bringt; Geschautes wechselt mit Unwahrscheinlichem, Visionärem, und doch verlässt einen alle Sicherheit darüber, ob das Geahnte nicht viel wirklichkeitsschwerer ist als das Sinnenvermittelte. Alles bewegt sich in der Einheit einer Weltanschauung, die mit erfühlbarem Zusammenhang das locker und dunkel nebeneinander Gesprochene umschließt. —

Georg Trakl ist jung gestorben, und doch hat er sein Erdewallen bis zum Letzten erfüllt. Ihm war nur eine Daseinsform beschieden; er nahm sie vom Schicksal als sein Schicksal und ehrte willenlos mit blutendem Glauben seine Unabänderlichkeit. Jeder Vers von ihm zeugt von seiner Vollendung, keine irrenden Kräfte drängen „aus der Verworrenheit zur Klarheit", jedes Gedicht ist eine bis zum Grenzenlosen erlebte Variation des Grundthemas, und sein Gefühl sinkt langsam in schwarze Tiefen, jahrlang ins Ungewisse, ohne Drang nach Welten, die ihm nicht zukommen und die erobert sein wollen. Er ist nicht in Resignation verstumpft, sein Dämon hat seine Leiden und alle Schmerzensmöglichkeiten wach gehalten und sein Werk mit der Weihe der Unkraft gesegnet, einer sublimen Unkraft zum Leben, die seiner Dichtung die Richtung nach Absoluterem und Ewigerem gab, als das Leben ist, sodass in ihr eine Gottheit lebendig ist und hervorleuchtet, wenn sie auch die Fackel gesenkt hält.

ZÜRICH MAX RYCHNER

□□□

NACH DEM FEST

Von GERTRUD BÜRGI

Der Morgen dämmert. Lass' uns heimwärts gehn.
Mir bangt vor deinen Augen, den verzückten,
die sich mit tausend Innigkeiten schmückten
und plötzlich leer stehn, müd' entschlafne Seen.
Und manchmal ist's, als rühr' der Schmerz die Flut
mit scharfem Ruderschlag zu stummem Beben.
Doch wieder grüßt geliebter Träume Leben
und zaubert rote Rosen in dein Blut.

□□□

Gib, gib und immer wieder gib der Welt
und lass sie, was sie mag, dir wiedergeben;
tu alles für, erwarte nichts vom Leben, —
genug, gibt es sich selbst dir zum Entgelt.

Christian Morgenstern, *Melancholie.*

□□□